

COCON

berühren und stellt sie wieder ab. Diese Verrenkungen vollzieht sie in raschem Wechsel, wie abgezirkelt. Micha bemerkt Aimées erschrockene Miene.

Als das Paar sich in der Leseecke gegenüber sitzt, wirkt Aimée noch befangen von dem verstörenden Anblick. Deshalb sagt Micha, wohl wissend, dass dies nicht zu trösten vermag:

„Verquere Charaktere, schreckliche Schicksale begegnen einem hier. Mein Bettnachbar schreit oft vor Schmerzen. Wenn die Pfleger ihn darauf hinweisen, dass er sein Schmerzmittel schon bekommen hat, behauptet er, ein weiterer Körperteil sei betroffen und er benötige mehr Medikamente.“

Sie schaut ihn nachdenklich an, dann fragt sie:

„Und du, was tut dir weh?“

Er schweigt betroffen. Von dieser Warte aus hat er seinen Aufenthalt hier noch nicht betrachtet.

„Meine Schmerzen sind sehr alt, die sind bereits chronisch.“

Aimée kennt in etwa die Gründe für das Zerwürfnis mit seiner Mutter, das wie ein Schwelbrand jederzeit aufflammen kann. Doch aus Furcht vor dem Schmerz der Erinnerung hatte er ihr manche Details verschwiegen. Vor allem wollte er nicht als seelischer Krüppel dastehen. Und er hatte sich geschämt, für sich und seine Familie. Besonders für seine Mutter. Außerdem fürchtete er immer, dass ein bemitleidenswerter Mann keine erotische Anziehung auf Frauen ausübt.

Sie fand es abstoßend, wenn er in Schimpfreden über seine Mutter sprach. Gleich am Anfang stand deshalb ihre Beziehung auf der Kippe. Nach einer wilden Hasstirade auf die Mutter erklärte Aimée ihm unmissverständlich, dass sie sich nicht weiter mit einem Mann einlassen könne, der seine Mutter so hasst. Sie fürchte, dass dieser Hass früher oder später seine Partnerin treffen könne. Warum er sich nicht mit seiner Mutter aussöhne? Er hatte Angst, sie zu verlieren und hatte einen Teil seiner Geschichte preisgegeben. Und sie hatte Verständnis.

„Wie alt? Wie alt sind deine Schmerzen?“ Sie spricht leise, als wolle sie ihn nicht stören. Aber heute erzählt Micha bereitwillig.

„Es fing alles an, als mein Vater meine Mutter mit dem Messer bedrohte, weil sie mich bei einer Geburtstagsfeier abgeliefert und sich mit einem fremden Mann getroffen hatte. Wahrscheinlich mit diesem langjährigen Liebhaber. Genau weiß ich das nicht. Es könnte auch ein anderer gewesen sein. Als Vater sich erkundigte, ob wir uns gut amüsiert hätten auf dem Kinderfest, habe ich in aller Unschuld erzählt, dass ich allein dort war. Ich sehe immer noch das Blinken des Messers, das auf sie gerichtet war. Und ich sehe, wie Vater das Messer erschrocken fallen lässt und weint. Fünf oder sechs war ich da. Ja, es fing alles mit einer Geburtstagsfeier an.“

Er schweigt. Sie schaut ihn an, schüttelt ungläubig den Kopf, dann wird die Bewegung heftiger, als wolle sie unbequeme Überlegungen verscheuchen.

„Und ich kann mir einfach nicht erklären, warum ich das Messer so festgehalten habe, warum ich es nicht fallen ließ wie Vater.“ Er wartet, ob Aimée hierauf etwas sagen wird.

Aber sie scheint in eigene Gedanken versunken.

Micha fällt ein, dass sie ihn ja noch nie in diesem erschöpften Zustand erlebt hat. Für sie ist sein Klinikaufenthalt sicher viel außergewöhnlicher als für ihn. Denn in den letzten Jahren hat er sich gut gehalten. Er ist regelmäßig seiner Arbeit nachgegangen. Früher, bevor er die Stelle in der *Klappe* fand, als er angestellter Bauleiter war und auf Baustellen herumspringen musste, damals hatte sein Bruder Oskar ihn manchmal aus dem Verkehr ziehen müssen. So nannte Oskar das, wenn Micha so ausgelaugt war, dass er keine Kraft hatte, sich auf die Arbeit zu konzentrieren. Oskar schrieb ihn ein paar Tage krank, meistens befolgte Micha seinen ärztlichen Rat und erholte sich daheim. Zum Glück war das während seiner Tätigkeit in der *Klappe* nicht mehr nötig.

„Möchtest du erfahren, wie das heutige Gespräch mit der Ärztin verlaufen ist?“

Sie blinzelt, als müsste sie sich besinnen, wo und mit wem sie zusammen ist. Sie nickt sehr langsam, bemüht um Konzentration.

„Die Ärztin hat mir heute erklärt, dass ich diese starken Medikamente, die Neuroleptika, weiter nehmen muss. Sie hat einen wunderlichen Vergleich gebraucht. Ich sollte mir eine Wiese vorstellen. Wenn man nicht auf dem vorgeschriebenen Weg durch das Gras laufe, sondern immerzu quer durch das Grün, werde sich dort ein Weg bilden, der nach einer gewissen Zeit leichter zu begehen sei als der offizielle Pfad. Das Medikament soll verhindern, dass diese neue verrückte Bahn der Regelweg wird. Das ist eine einleuchtende Erklärung, nicht wahr?“

Aimée lächelt spöttisch. Aus Dankbarkeit lächelt er zurück.

„Die Ärztin hat ihre Aufgabe ganz gut gemacht. Sie hat die Plastizität des Gehirns verdeutlicht. Sie wollte dich nicht mit genauen Beschreibungen der Gehirnphysiologie langweilen.“

Aimée ist sicher klar, wie sehr er Ärzten misstraut. Und dass er noch mehr an sich selbst zweifelt, dass er gar nicht zu viel über seine Behandlung wissen will. Denn wenn er Genaueres wüsste über die Medikamente und ihre Wirkweisen, dann bestünde die Gefahr, dass er sich dagegen stellt. Aus Angst, die Medizin könnte die komplizierten Vorgänge in seinem Körper durcheinander bringen. Aber hier kann er die medikamentöse Behandlung nicht verweigern.

Trotzdem ist er unsicher und fragt:

„Und was meint meine grüne Freundin zu den starken Medikamenten?“

Micha spielt auf die Tatsache an, dass Aimée keine fabrikmäßig hergestellte Arznei einnimmt, sondern versucht, alle Alltagswehwehchen durch Kräuter und daraus hergestellte Tinkturen, Pillen und Salben zu heilen. Sein Zustand, vermutet er, ist in ihren Augen schwerwiegend, nicht nur ein Missbefinden.

Nach einer Weile antwortet Aimée: „Ich glaube nicht, dass du verrückt bist.“

Er ist verblüfft, denn er denkt, dass das klar und nicht der Erwähnung wert sei. Er schaut ihr voll ins Gesicht und verzieht den Mund zu einem schiefen Lächeln.

„Ich danke dir für das Vertrauen. Das beweist, dass du meine Verrücktheit nicht erkennst. Vielleicht weil deine eigene dir die Sicht verstellt.“

Aimée lacht leise, er bringt sie gern zum Lachen mit diesem leichten Ton. Sie mag diese Seite an ihm. Er wird wieder ernst

„Kannst du mir erklären, warum ich nach dem Messer gegriffen habe?“

„Nein, das kann ich nicht, das kannst nur du allein herausfinden. Meine Vorstellungen dazu helfen dir kaum weiter.“

Nach einer für beide nachdenklichen Stille fragt Micha noch einmal, ob Aimée ihm raten würde, die Medikamente nicht zu nehmen. Als sie nicht sofort antwortet, ergreift er wieder das Wort:

„Erinnerst du dich an Truffauts Film *Die Frau nebenan*? Mathilde ist in der Seelenklinik und erklärt Bernard: ‚Diese kleinen Pillen sind wirklich phantastisch. Sieh da: Diese hier regt den Appetit an. Die da bewirkt, dass ich fünf Stunden durchschlafe. Und ich habe sogar eine, die fröhlich macht. Nimmt man davon zwei, bricht man von ganz allein in seinem Bett in Lachen aus. Solltest du versuchen.‘“

Aimée antwortet: „Ja, ich erinnere mich. Sie spricht mir aus der Seele.“ Ernsthaftigkeit versteinert für einen Moment ihre Züge. „Trotzdem, ich würde sie erst mal schlucken. Natürlich ist das nicht angenehm, und es gibt sicher wie immer Nebenwirkungen.“

„Ja, ich spüre Trockenheit im Mund und denke recht schlafmützig.“

Zu seiner Überraschung fährt sie fort:

„Ich glaube, es gibt überhaupt keine Verrücktheit, ich meine, dass jemand seine Realität verkennt. Denn jeder, ob krank oder gesund, erkennt nur seine Realität, weil es eine objektive nicht gibt.“

Micha verzieht den Mund zu einem spöttischen Grinsen.

„Ja, das ist philosophisches Strandgut, angespült am Meer der Relativität von Zeit und Raum.“

Sie lächelt ihn entschuldigend an, zuckt mit den Schultern, als wolle sie sagen: ich weiß es nun mal nicht besser. Dann setzt sie sich aufrechter und signalisiert durch festen Ton in der Stimme, dass sie sich nicht beirren lässt.

„Der Verwirrte ist Teil der Verwirrung, der undurchschaubaren und beängstigenden Verhältnisse um ihn herum. Ich bin überzeugt, dass der sogenannte Verrückte einer inneren Logik folgt. Versteht man diese Logik, kann man den Kranken heilen. Wichtig sind die inneren Zusammenhänge. Weil man nicht so viel Zeit und Geduld aufbringen kann, benötigt man Medikamente.“

Sie seufzt ein wenig und fügt hinzu: „Leider.“

Während Micha Aimée zum Abschied zum Ausgang begleitet, erkundigt er sich nach Ella.

„Sie hat es gut bei meinen Eltern, ich glaube aber, dass sie lieber bei deiner Mutter wohnen möchte. Gestern meinte sie, ihre Großmutter brauche sie. Noch hat sie sich nicht entschieden.“

Er überlegt einen Augenblick. Um Gottes willen! Daran hat er überhaupt noch nicht gedacht, dass Nora nun die Gelegenheit ergreifen könnte, das Kind zu sich nach Ungarn zurückzuholen. Denn er wird ja erst mal eine Weile ausfallen. Aber nein, beschwichtigt er

schnell seine Sorge. Noch hat er das Sorgerecht. Und so schnell gibt er das nicht her. Mit wiedergewonnenem Gleichmut rät er:

„Wenn Ella das selbst möchte und nicht nur Mutti einen Gefallen tun will, ist es in Ordnung. Sie soll es sich gut überlegen.“

Die Köpfe liebevoll einander zugeneigt und Hände und Unterarme verschränkt, verabschieden sie sich.

Er begleitet Aimée zur Tür und nimmt auf dem grünen Sofa Platz. Es ist nicht mehr lange bis zum Abendbrot. Er beobachtet, wie ein älterer, vornehm wirkender Herr sich von einer gleichaltrigen Frau mit einem sonderbar jungen Gesicht, das nicht zur gebeugten Haltung passt, verabschiedet:

„Ich komme zurück. Ich muss ins Krankenhaus. Sobald ich entlassen werde, hole ich dich.“

Sie beäugt ihn verständnislos, hakt sich bei ihm unter, als er die Station verlassen will. Er gibt ihr einen Kuss auf die Stirn, reißt sich los und holpert, sich mehrfach unbeholfen umblickend, mit rundem Rücken durch den vom Pfleger geöffneten Ausgang. Die Frau weint wie ein kleines Kind. Pfleger Georg, ein groß gewachsener, sanfter Mann von ungefähr dreißig, mit blondem Pferdeschwanz, nimmt die Patientin an die Hand und führt sie zur grünen Couch, wo er sie bittet, sich neben Micha zu setzen. Der betrachtet sie nun aufmerksamer. Das Gesicht ist geschwollen, die Haut aufgeschwemmt. Dadurch verwischen alle Spuren, es wirkt kindlich konturlos. Sie schiebt den Bügel ihrer Handtasche über den rechten Unterarm. Mit naiver Neugier schaut sie Micha an, als wolle sie in seinem Gesicht etwas Verborgenes entdecken.

„Gell, du bringst mich heim?“ Micha, der tagsüber mehrfach erlebt hat, dass die Pflegekräfte die Frau trösteten, antwortet in leise beruhigendem Ton:

„Frau Meyers, Ihr Mann kommt Sie bald abholen.“ Dann fügt er hinzu: „Jetzt warten wir erst mal auf das Abendbrot, dann ist wieder ein Tag um, und das bringt uns dem Zuhause ein Stück näher.“

Aus dem offenen Speisesaal hört er ein helles Sopranlachen, das wie eine Arie ansetzt, das alberne Gackern eines Huhns annimmt und dann im dunklen Gurren einer geilen Taube endet. Er steht auf, will sich diesem Geräusch entziehen.

Unversehens steht seine Tochter Ella vor ihm. Das Klingeln hat er überhört, sie nicht kommen sehen.

„Hallo, Vati.“ Sie kommt näher und gibt ihm Begrüßungsküsschen auf die Wangen. Ihre Scheu ist offensichtlich, sie sieht sich ängstlich und fragend um. Micha nimmt sich vor, sie zu beruhigen, denn zum Verstehen ist sie zu jung.

„Guten Abend, Ella.“ Seine Verlegenheit kämpft er nieder, und blickt seine Tochter so offen und aufmerksam an, wie es ihm in dieser misslichen Lage möglich ist. Dass sie von allein gekommen ist, wundert ihn. Er versteht, dass sie seine Unsicherheit so wahrnimmt wie er ihre und dass sie deshalb leichthin und wie nebenbei bemerkt:

„Ich habe Aimée vor dem Portal getroffen. Du bist mir nicht böse, dass ich gekommen bin? Oder?“

Micha schüttelt den Kopf. Sie fährt fort:

„Ich dachte mir, wenn Aimée dich besucht ... Sie sagt, es geht dir besser. Ja?“

„Ja, den Umständen entsprechend.“

Sich auf die grüne Couch setzend, klopft er mit seiner linken Hand auf die freie Sitzfläche neben ihm. Sie nimmt Platz, beugt sich vor, damit sie die Mimik ihres Vaters beobachten kann.

„Wie lange musst du denn hier bleiben – und warum?“

Micha registriert, dass Ella offenbar nicht über das ganze Ausmaß seiner Auseinandersetzung mit ihrer Großmutter informiert ist.

„Wann ich entlassen werde, weiß ich noch nicht. Und das Warum ist nicht einfach zu beantworten. Du kennst meinen ewigen Streit mit Mutti.“

„Ja.“

Ella schiebt die obere Zahnreihe auf die Unterlippe. Offensichtlich will sie sich eine weitere Frage verbeißen. Micha findet es beschämend, dass seine Tochter ihn hier erlebt, in einer Klinik, in der der Zugang zur Außenwelt verschlossen wird. Bitterer Zorn will in ihm aufsteigen, es gelingt ihm, ihn hinunter zu schlucken. Reiß dich zusammen, ermahnt er sich. Das Kind kann das nicht verstehen.

Ella betrachtet die alte Dame neben ihrem Vater. Die kramt in ihrer Handtasche und beginnt, leise vor sich hin zu weinen:

„Ich weiß nicht, wo es ist, es ist nicht mehr da. Alles ist fort. Fort. Jemand hat es mir weggenommen.“ Lauter, beinahe rufend fährt sie fort:

„Wo ist der Dieb? Wo ist der Dieb?“

Micha fällt der ängstlich ratlose Ausdruck Ellas auf. Als Pfleger Georg sich der alten Dame nähert, steht Micha auf, fasst seine Tochter am Arm und führt sie den Flur entlang. Leise erklärt er ihr:

„Sie ist demenzkrank, ist nur ausnahmsweise hier, glaube ich. Nicht nur ihre Tasche, ihr Kopf ist leer.“

In der Bibliothek sitzen sie sich gegenüber. Micha betrachtet seine Tochter mit demonstrativem Wohlwollen. Er erinnert sich, dass er über ihre Unterbringung bei seiner Mutter, die auch von Ella „Mutti“ genannt wird, sprechen muss.

„Ich habe gehört, du willst lieber bei Mutti bleiben als bei Aimées Eltern.“

„Ja, ihre Eltern sind freundlich, ich fühle mich okay, aber Mutti hat so geweint am Telefon. Ich glaube, sie braucht mich.“

„Ella, tu das, was für dich richtig ist. Du musst auf Mutti keine Rücksicht nehmen. Sie hat das nie getan.“

„Ja, Vati. Aber zu mir ist sie gut. Ich überleg es mir. Nur wollte ich sicher sein, dass du nichts dagegen hast.“

„Nein, dagegen bin ich nicht.“

Ella stößt einen kleinen Seufzer der Erleichterung aus. Das Klirren und Klappern von Geschirr dringt bis zu ihnen.

„Ich gehe, es ist Essenszeit“, sagt sie. Vater und Tochter erheben sich.